Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 58 (1913)

Heft: 51

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 51 der „Schweizerischen Lehrerzeitung“, Dezember 1913, Nr. 12

Autor: O.H. / Wechsler, Emil / R.Z.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N°. 51 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1913 DEZEMBER No. 12

Zur Weihnacht.

Nun schlagen zahllos junge Herzen
Der Nacht entgegen hochbeglückt,
Da treuer Liebe Hand mit Kerzen
Und Gaben reich den Christbaum schmückt.
Dem zarten Kind geschieht's zu Ehren,
Das beim Gesang von Engelchören
Zum armen Erdenvolke kam,
Ihm Heil zu bringen wundersam.

Ein Stern stieg auf. Voll Sehnsucht zogen
Die Weisen aus dem Morgenland
Ihm nach, bis hoch am Himmelsbogen
Ob Bethlehem er strahlend stand.
Sie sahn das Kindlein in der Krippe
Geküßt von süßer Mutterlippe
Und gaben ihm in frommem Sinn
Gold, Weihrauch, Myrrhen freudig hin.

So kündet es die fromme Sage.
Und ob auch eine Sage nur,
Hell klingt sie noch in unsre Tage
Und weist zu heil'ger Pflicht die Spur.
Da blüht des Himmelreiches Leben,
Da wirkt ja segenvolles Geben,
Wo Liebe stark und Weisheit klar
Den Kindern bringt das Beste dar.
So lang von edlem Lebensdrange
Ein Kindesauge selig sprüht,
Blickt auch ein Gott daraus! So lange
Noch Unschuld weiht ein jung Gemüt,
Wird stets der Heiland neu geboren
Und ist kein Erdenvolk verloren.
O Fest, das Herzen selig macht,
Brich fröhlich an, o Weihenacht!

O. H.

□ □ □

Weihnachtsglaube.

Die Glocken läuten die Christnacht ein,
Da sollen wir wieder Kinder sein
Im Denken und im Handeln.
Da wollen wir zum Kinderglück,
Zum fernen Jugendland zurück
Die Sonnenpfade wandeln.

Du meinst, das kann ich nimmermehr.
Das Leben drückt so hart und schwer
Mit seinen Mühen und Sorgen.
Der Stern von Bethlehem ist tot.
Wo Liebe strahlte, friert die Not.
Es winkt kein frohes Morgen.

Da ward in deinem Stübchen sacht
Ein grüner Weihnachtsbaum entfacht.
Es leuchten weisse Kerzen.
Da schliessen deine Kinderlein
Voll sel'ger Lust den Ringelreih'n,
Es jubeln ihre Herzen.

Ein Lichtlein sucht den Weg zu dir,
Ein Kerzenstrahl tut auf die Tür
Zu deiner Seele leise.
Da ist's, als schwebe zart und leis
Die Liebe durch das Tannenreis
Und singe jene Weise.

Die Weise, die der Engel sang;
Die einst auf jener Flur erklang
Von Lieb' und Wohlgefallen.
Was sinnst du noch? Stimm ein, stimm ein!
Du musst heut wie die Kinder sein.
Noch strahlt der Stern uns allen.

Ja, Kinderhändchen weisen fein
Den Weg und deuten zart und rein
Des Festes froh Bedeuten,
Dass in der dunkeln Winternacht
Auch dir ein Stern voll Liebe lacht. —
Die Weihnachtsglocken läuten!

Emil Wechsler.

□ □ □

O Wiehnachtsbaum!

O Wiehnachtsbaum, wie luegst mi a
Mit dyne liebe-n-Auge,
Das Alles, Alles darf i ha?
I ch'as no fast nid glaube!

So wyss isch nid de Schnee voruss
Wie's glitzeret uf de-n Äste,
Wo s' Ängelshoor und guldige Nuss
Und d'Silberchugele läste,

So heiter glanze d'Stärne nid
Wie dyni Liechtli schyne –
Und das ist no der Underschid:
Du bist eleige myne!

□ □ □

Die Liebe höret nimmer auf.

Weihnachtserzählung von *Emil Wechsler*. Nachdruck verboten.

Oben in den Mühlenen wohnte sich's nicht gut; aber billig. Darum hatte die Witwe Weisser mit ihren neun Kindern die Wohnung im obersten Stock inne. Der Vater der Vielen hatte bis vor einem Jahr in Reicherts Fabrik als Hauswart in Arbeit gestanden und durch einen Unglücksfall sein mühseliges Leben eingebüsst. Das war ein harter Schlag für die, welche damals wussten, dass das Leben Not und Kampf ist. Die es verstanden, waren die Mutter und die zwei ältesten Kinder, welche nun die Schulfeder mit der Sticknadel und das Lehrzimmer mit dem Fabriksaal vertauschen mussten. Weil Reicherts mitleidige Leute waren, liessen sie die Armen in der Wohnung und bekundeten hin und wieder durch einen vollen Topf, den das Küchenmädchen hinauf trug, dass man sie nicht vergessen habe. Da lachten die hungrigen Mäulchen auf. Frau Reichert schickte nicht bloss Kartoffeln und Rüben, das wusste man, das roch man schon von weitem. Die Rosa, das Mädchen, war Weissers Engel; nur dass er statt von oben von unten kam und statt dem Geiglein einen braunen Riesentopf in den Händen hielt. Und genug zu essen war auch darin. Das brauchte freilich nicht wenig, denn ihrer zehn, die sich sonst von Kartoffeln, Kaffee und Habermus kaum sattmachen können, wissen den Löffel zu führen, wenns von Käsreis, tüchtig geschmalzenen Makronen oder gar von Bohnen und Fleisch riecht.

Das war Sonnenschein in die Mühen und Sorgen des Alltags, und wenn er auch nur aus einer warmen Schüssel kam. Freilich, der Hansli, der Kleinste, wusste noch nicht, dass das Leben seine zwei Seiten hat; er kannte erst die sonnige. Er fand die Sonne sogar in der hintersten Kastenecke, Wo die Lumpen lagen und baute sich sein Königsschloss aus den ungehobelten, schiefsten Lattenresten, die er im Abfallholz fand! Der Mutter tat es wohl, wenn ihr Jüngster sie oft mitten aus der Arbeit aufforderte, einen Blick in sein Reich zu tun, um sich von all der Herrlichkeit zu überzeugen. Aber die Sorgen und das Elend hatten ihren Blick getrübt. Sie sah nicht, was Hansli sah, und doch bestätigte sie stets seine kühnen Aussagen.

Als Hanslis Welt einige Treppen weiter hinunterreichte als der Mutter Wohnung, nahm er nicht im geringsten Anlass, das Neue als nicht sein eigen anzusehen. Es kam ihm zwar etwas eigentümlich vor, dass es da verschlossene, gläserne Türen mit viereckigen und runden Schildchen gab. Die musste er genau beobachten und betasten. Da, ein schriller Klang, der ihn jäh aus seiner Betrachtung aufschreckte, und schon trat aus der geöffneten Türe Rosa, Reicherts Mädchen. „'s ist nur der Hansli von oben!" rief sie der Frau zurück. Der aber wartete nicht auf eine weitere Einladung und setzte sein Füsslein mutig über die neue Türschwelle. Er zog durch das geöffnete Tor in ein neues Reich und war erstaunt, dass es anders war als bei ihnen und wunderte sich, wo der Frau Reichert ihre Kinder wären, warum sie ein so schönes Tuch und so sonderbare Spielsachen auf dem Tische hätte, glitsche mit seinen schweren Schühlein auf dem feingewichsten Boden mitten im Fragen aus und schaute sprachlos und verwundert nach der Decke. Frau Reichert hob das Büblein lachend in die Höhe und stellte es fest auf den Boden: „Siehst, so musst du auftreten, musst kleine Schrittlein nehmen und nicht alles auf einmal anschauen wollen!" Und gewissenhaft gab sie ihm auf alle Fragen Antwort, nur auf die eine nicht, wo ihre Kinder wären. Dafür holte sie aus einem Wandschrank Spielsachen, die einst ihrem Eigenen gehört hatten. Nun war Hansli zufrieden. Was er alles schon gesehen, was ihm die Mutter im Märchen erzählt hatte, das erstand auf dem Zimmerboden. Alles konnte er bauen. Die Hexenhütte und das Dornröschenschloss, das Räuberhaus der Bremer Stadtmusikanten und die Königsburg. Und Frau Reichert musste schauen. Aber sie wollte erst etwas anderes sehen, das gar nichts war, bis er bestimmt behauptete, seine Mutter sage auch immer, es sei so. Nun sagte die Frau: „Ja, das ist wirklich ein Schloss, und was für ein prächtiges! Und das ist das Hexenhaus, man sieht ja dort durchs Fensterlein die Knusperhexe; es ist wahr!" Das gefiel dem Büblein, und seine Phantasie entwarf die Pläne zu neuen Werken. Da läutete die Glocke, er hörte Mutters Stimme. Die klang zuerst ängstlich, dann froh, denn Frau Weisser hatte das Büblein gesucht und entschuldigte sich, dass es nur so in die Wohnung hineingelaufen sei. Hansli aber versprach Frau Reichert, ohne Einladung bald wieder zu kommen; und ihr war das lieb, wenn sie beim Anblick des Bübleins auch zurückdenken musste an den eigenen, blondhaarigen Jungen, der nun schon zwei Jahre auf dem Friedhof schlief.

Hansli hielt sein Versprechen. Denn er hatte es wie die Kinder, die den Sonnenschein lieber mit beiden Ärmlein auffangen, als bloss mit dem kleinen Händchen. Aber er behielt nicht alle Sonne für sich. Er wusste es ja nicht, dass er sie durch sein Plaudermündchen und die blauen Äuglein wieder zurückgab und dass Frau Reichert die Strahlen in ihr Herz auffing, und er wusste nicht, warum ihm die gute Frau einmal übers andere die weiche Hand aufs Köpfchen legte.

Die Mutter musste jetzt das Büblein nicht mehr holen. Erst brachte es Rosa die vier Treppen hinauf, später oft Frau Reichert selbst. „Es ist ein liebes Büblein," sagte sie einmal zu Frau Weisser, „und in vielem wie unser Walterli selig!"

Als Hansli wieder auf Besuch ging, fragte er, wo Walterli sei, von dem sie bei der Mutter geredet. Die Frau schloss des Kleinen Mund mit einem Kuss, bei dem ihr die Lippen zuckten und drehte sich zum Fenster ab. „Mein Walterli schläft dort, wo dein Vater ausruht!"

„Hast du jetzt gar keinen Walterli und gar keine Kinder mehr? Wir haben dafür viele, viele Kinder, aber keinen Vater!"

Unterdessen kam Herr Reichert aus der Fabrik herüber. Er kannte den stillen Kummer seiner Frau. „Das ist das Jüngste von Frau Weisser. Er spielt oft bei mir mit Walterlis Sachen. Manchmal habe ich Freude daran, manchmal tuts mir so weh. Ein armes Weib mit neun Kindern, die es kaum nähren kann, und uns wurde das einzige genommen!"

Hansli sah es nicht, wie der Mann ohne ein Wort das Leid mit seiner Frau teilte und ihre Hand in die seine nahm; der Knabe baute Schlösser und Paläste, zu denen nur er den Eingang und Ausgang wusste. Aus seinen Kinderaugen strahlte das Glück des Sorglosen und auf den Wangen blühten die wilden Rosen der Freude. Frau Reichert sah dem Büblein schweigend zu, und ihr Mann wusste, was sie dachte.

Bei Weissers ging das Leben seinen eintönigen, mühseligen Gang. Schere und Nadel taten emsig ihre Arbeit, wenn die Frau die Hausgeschäfte zur Not besorgt hatte. Armut hat schnell gekocht und gekehrt. Der Schlafzimmer waren zwei, der Bettstellen fünf. Die schulpflichtigen Kinder hatten ihre Plätzchen als Botenkinder, oder waren im Kinderhort, so dass die Familie erst beisammen war, wenn die Grossen aus der Fabrik kamen. Alle waren dann rechtschaffen müde und krochen nach dem magern Abendbrot unter den dünnen Decken recht nahe zusammen, um nicht zu frieren. Der Mutter Feierabend aber war erst, wenn unten in der Stadt die grossen Lichter gelöscht wurden. Auf dem Küchentisch lagen zehn Teller, Löffel und Gabeln zum Abwaschen bereit, am Boden standen achtzehn Schuhe und Schühlein. Das Putzen war keine so schwere Arbeit; aber dabei musste die Mutter an die neun Kinder denken, die darin ihr junges, schwaches Leben schon in die Welt hinaus tragen mussten. Oft stand es böse um die Sohlen, das Oberleder und die Schuhbändel. Aber Frau Weisser dachte: Lieber eine durchlöcherte Schuhsohle, als eine zerrissene Seele; lieber einen Schuhbändel, der sechsmal zusammengeknöpft ist, als ein gebrochenes Herz.

Dann nahm sie das zum Sterben schwache Küchenlämplein, öffnete leise die Kammertüren und horchte dem Atem ihrer Kinder: Der Herrgott hatte ihr eine schwere Last aufgebürdet, zu schwer für ein schwaches Weib, aber sie nahm sich jeden Abend vor, die Bürde zu tragen.

Im Stübchen wanderte die Schere eilends durch feingemusterte Stickereien, die wohl einst das Kleid einer vornehmen Dame zieren und bis dahin den Geruch der Armenleutenwohnung verlieren würden. Wenn der Zeiger auf elf wies, hörte sie mit Arbeiten auf. Nicht etwa, dass sie das Brot für den morgigen Tag verdient hatte, aber weil die Augen nicht mehr der Schere voraus wollten und weil sie gesund bleiben musste, bis der Kleinste, der an ihrem Herzen lag, seinen Weg ins Leben selbst finden würde. Dann wollte sie den versäumten Schlaf nachholen. Aber sie fürchtete sich, die Jahre bis dahin zu zählen.

Über dem Hause wachte die kalte, klare Winternacht. Ein Streifen Himmel glänzte über dem Engtal.

Die Mühlenen war ein eigenartiges Quartier. In die harte Nagelfluh hatte sich der Steinbach in vielen Jahrtausenden einen treppenartigen, steilen Talweg gezwängt. Die jähen Hänge gestatteten nicht viel Platz für Gras und Buschwerk, sie waren das ganze Jahr grau, düster und feucht. Mühsam war der Aufstieg durch die Mühlenen. Wer nichts zu schaffen hatte in dem Schattenloch, der machte lieber den doppelt so langen Umweg nach der sonnigen Höhe. Und doch wohnten viele Leute darin, und dennoch waren es nicht bloss Arme, welche des kleinen Hauszinses wegen dahinauf kletterten. Da wohnten auch Vornehme und Vermögliche, wie Reicherts. Der Steinbach war für sie, wie für einige andere, alteingesessene Familien der Grund, warum sie im Schatten wohnten. Der Steinbach war für sie eine Silberquelle. Er schenkte schon jahrhundertelang den Werkstätten der Familie Reichert die Kraft, welche ein schweres Wasserrad, Räder, Wellen, Kurbeln und Rädchen drehte. Die Kraft, die im Wasser lag, formte täglich hunderte von Metallstücken, sie war für die Besitzer wie bares Geld, das Tag und Nacht, ohne Rast und Ruh in die schweren Truhen floss.

Der Steinbach war Reicherts Silberquelle. Die konnten glücklich sein. Aber sie waren's nicht. Sie waren es einst, als der kleine Walterli in der Wiege lag, in die grosse Stube und in der Mutter Augen träumte, als er auf dem Boden umherkroch, in Mutters Armen und auf Vaters Knien schaukelte, und als er Mama und Papa plaudern lernte. Aber als er in Fiebern lag und sein zartes Leben wie ein Weihnachtskerzlein auslöschte, da erlosch auch das Glück in Reicherts Stube.

Eines Morgens, zu einer ungewohnten Zeit, stand Frau Reichert in Weissers Wohnung und sagte, Hansli dürfe zu Rosa hinunter, um zu spielen, sie wolle mit der Mutter vom Christkindlein reden.

„Ja, vom Christkindlein möchte ich zu ihnen sprechen, Frau Weisser. Und ich möchte sogar etwas von ihnen wünschen und zwar sehr viel. Sie glauben wohl, unsereiner habe keinen Wunsch mehr. Sie dachten wohl schon oft in ihrer Armut, hätte ich's wie Reicherts. Ja, der Herrgott hat es oft so eingerichtet, dass man denken muss, das ist jetzt doch nicht weise und nicht ganz gerecht. So ist es mit ihnen und mit uns. Sie haben als armes, verwitwetes Weib neun Kinder grosszuziehen und uns, die wir ein Dutzend ernähren und erziehen könnten, wird das einzige genommen. Es ist eine schwere Frage, ein grosser Wunsch, was ich auf dem Herzen habe. Schon wochenlang trage ich den Gedanken in mir herum, und wenn ich den Hansli bei mir habe, ist es, wie wenn Wunsch und Verlangen jedesmal grösser würden. Frau Weisser, geben Sie mir ihr Jüngstes an Kindesstatt!"

Die bleiche, arme Frau wusste erst nicht, wo die Rede hinaus wollte. Als sie es aber hörte, musste sie sich an der Türschwelle halten. Wie oft hatte sie bei sich gedacht, wenn es auch nur zwei, drei weniger wären. Jetzt, da sie eines geben konnte, dem die Welt voll Schönheit offen stand, war es ihr, als wollte man ihr ein Stück ihres Herzens aus dem Leibe reissen.

„Frau Reichert, Sie meinen es gut mit Hansli und mit mir, Sie meinen es zu gut; aber ich kann nicht; verzeihen Sie, ich kann nicht!"

Stossweise kam es von ihren Lippen, langsam und schwach, denn sie musste die Worte aus einer Tiefe herauspressen, aus der sie noch nichts geholt hatte.

„Aber Frau Reichert, es gibt in der Stadt oft unschuldig ins Elend gekommene Frauen, die ihnen den Himmel herunter danken würden, wenn sie sich so eines armen Würmleins erbarmen würden!"

Frau Reichert hatte ein grosses Herz; sie begriff alles.

Als sie in ihre Wohnung hinunterkam, wunderte Hansli, was sie mit der Mutter vom Christkindlein gesprochen habe. Die Frau küsste des Büblein Stirn, sagte halblaut für sich: „So behüt dich Gott!" und zum Büblein: „Geh jetzt hinauf zur Mutter, sie will dich haben!"

Hansli wusste nicht, warum die Mutter die Tür so weit auftat, als sie ihn die Treppe hinaufklettern hörte; und er begriff es noch weniger, dass sie ihn mit beiden Armen aufnahm und an ihr Herz drückte, wie wenn ein Dieb ihn stehlen wollte. Die Mutter wusste von jetzt an Hansli, durch schöne Weihnachtsgeschichten mehr bei sich zu behalten. Und Weihnachten kam bald. Geheimnisse gab es nicht viel bei Weissers, dafür im untern Stock. Dort wurde die Wiege wieder hervorgeholt und aufgerüstet.

Am heiligen Abend brannten im obern Stock an einem magern Tännchen einige schneeweisse Kerzlein. Auf dem Tische aber lagen mehr Geschenke, als die Kinder erwartet hatten.

Da klopfte Rosa leise an die Türe und lachte in die Stube hinein, Hansli solle einmal hinunterkommen; zu ihnen sei ein rechtes, lebendiges Christkindlein gekommen. Er trippelte in die feine Stube und sah aus den schneeweissen Kissen einer Wiege ein Kindlein lächeln. Herr und Frau Reichert standen stumm dabei. Da musste Hansli an den Stall von Bethlehem denken.

□ □ □

Wie hät 's Christchindli so vil z'tue!

Jetz ist der heilig Abig da
Und alles lit i dunkler Rueh;
Nu hoch am Himmel glänzt en Stern —
Wie hät 's Christkindli so vil z'tue!

Det obe i sim goldige Hus,
Da flüged d' Engeli umenand;
E jedes hät es Chrönli uf
Und trait es Bäumli i der Hand.

's Christchindli säit: „Sind ali da,
Wo mir so früntli helfe tüend?
So wämer jetz zun Chinde gah,
Dass s' nüme länger warte müend!"

Si flüged ime lange Zug
Uf d' Erde-n-abe, heimli still;
's weiss jedes scho — und freut si druf,
Wem es sis Bäumli bringe will.

Si plaudered lustig mitenand;
's Christchindli lächlet still derzue:
„So, gönd jetz schön — vergessed keis!
Ich aber ha na anders z'tue."

Es stigt e dunkli Stäge-n-uf;
Det wohnt en arme, alte Ma.
Es macht em schnell sis Stübli warm
Und zünt em au es Bäumli a.

E chranki Mueter süfzet schwer;
's Christchindli g'hört's und ist zur Stell:
Es sitzt am Bett und git ere d' Hand,
Da werded d' Auge wieder hell!

Und wo es Herz mit Sorge kämpft
Und hät kein Trost und find't kei Rueh —
Am heilige Abig glänzt en Stern:
Wie hät 's Christchindli so vil z'tue! *R. Z.*

□ □ □

Der Zeitungsjunge.

Weihnachtsmärchen von Karl Flubacher, Basel.

Die Himmelszuckerbäcker, schoben die letzten Weihnachtskuchen fürs Christkind in den Ofen, und es war allerhöchste Zeit; denn schon dämmerte der heilige Abend zur Erde hinab. „Gut, dass die Sache wieder für ein Jahr zu Ende," brummten die Bäckermeister und wischten sich den Schweiss von der Stirn. Indes trieben die Lehrbuben vor lauter Freud allerlei Unfug, warfen einander Mehl ins Haar und balgten sich auf den Säcken herum, dass die platzten, und das Mehl nach allen Winden stob. „Ihr übermütigen Dinger," schimpften die Lehrmeister, „wisst ihr, was ihr angerichtet habt? Nun schneit es in der Welt!"

Und richtig, die feinen Stäubchen tanzten vom Himmel und zogen dem Mond eine weisse Zipfelmütze vors Gesicht, dass ihm das Lachen verging, setzten sich an die Fensterscheiben, dass sie matt anliefen wie Milchglas, stülpten Pfosten und Latten schiefe Kappen auf und legten sich über Dächer, Gärten und Strassen, dass man meinte, es lösten sich weisse Linnen vom schwarzen Nachthimmel.

„Hui, es schneit!" jauchzten die Jungen, warfen sich Hände voll nach und schlugen rasche Purzelbäume ins weiche Weisszeug. „Hu, wie's schneit," brummten die Alten, stülpten die Kragen auf, zogen den Kopf ein und machten lange Beine.

Es kamen wenig Leute des Wegs; denn jeder will daheim sein, wenns Christkind an die Türe pocht. Aber schleppt sich dort nicht ein Büblein um die Strassenecke? Freilich — der Zeitungsjunge. Dem kommt heute niemand entgegengesprungen, das Blatt abzuholen. Die Stadtkinder sitzen alle in der warmen Stube, machen grosse Frageaugen und tuscheln einander ins Ohr, was wohl unter dem Weihnachtsbaume liege: Gliederpuppe — Stickschachtel, Zeppelin — Eisenbahn, Kasperli — Schaukelpferd.... Der Zeitungsjunge beinelt von Haus zu Haus, drückt den Glockenknopf, steckt die Zeitung in den Briefkasten und zieht die Türe hinter sich zu. Bisweilen saugt er die Luft etwas schneller durch die Nasenflügel, wenn ein Geruch von Lebkuchen und Tannenreis durchs Haus steigt. „Wer da mithalten könnte," denkt er, reckt sich ein wenig unter der weitbauchigen Zeitungstasche, die zur Festzeit besonders schwer über die rechte Achsel hängt, und guckt durch die Ladenritzen, ein Lichtlein zu erspähen. „Du, zündet ihr den Baum heute schon an", fragt er den Buben, der durchs nächste Gartenpförtchen gelaufen kommt. Der nickt bloss geheimnisvoll und läuft schnurstracks ins Haus.

Der Zeitungsjunge stapft weiter und schiebt die Hände unter die Tasche, weil ihn die Schulter schmerzt. „Endlich das letzte Haus," redet er sich zu, „dann zur Mutter. Die hat heut früher Feierabend in der Fabrik. Hu, da steht der Kaffee schon auf dem Tisch und wer weiss, ein Stück Kuchen dazu."

Der Knabe tritt durchs Nebenpförtchen seitlich eines grossen Gartenportals, stemmt rasch Bein vor Bein im flaumweichen Schneegeflock und ist schon dem Herrschaftshause nahe, da trifft ihn ein seltenes Leuchten. „Ein Weihnachtsbaum!" staunt der Bube und lugt gross zum hohen Bogenfenster des Erkers empor, in dem sich Kugelglanz und Engelhaarflimmern spiegeln. Als wollt er all den Glanz in sich hineinsaugen, damit er ihn zeitlebens wärme, steht der Junge, wie festgebannt. Lange flutet das grosse schöne Leuchten. Aber nach und nach wird Kerze um Kerze des Flackerns müde und schläft ein. — Der Knabe sieht es nicht.

Der Lichterschein spielt matter auf den Kugeln und erlischt allmählich. — Der Knabe merkt es nicht.

Aus dunkelgrünem Geäst zuckt ein einziges Kerzlein in den letzten Zügen, dass noch einmal ein leichter Schimmer über die Engelshaare läuft. — Der Knabe achtet es nicht. Das Flockenspiel fährt ihm um Nase und Ohr, setzt ihm eine zweite Mütze auf und nistet sich ein in der Zeitungstasche. — Der Knabe spürt es nicht. Immer noch blickt er unverwandt hinauf zum schwarz gewordenen Erkerfenster. Derweil sinken ihm die heissen Augenlider und knicken die schweren Beine ein. Ohn Unterlass umschmiegen ihn die Schneedaunen weich und lind wie eine liebe Mutterhand.

Es ruht sich gut in einem linden Schneebett, aber der Schlaf ist ohn Ende, und so würde wohl auch der Zeitungsjunge nimmer aufgewacht sein, wäre ihm nicht, da schon die Mitternacht am Himmel stand, mit einem Mal eine warme Schnupperschnauze ins Gesicht gefahren, dass er jäh aus dem Schlafe rückte. „He, He, Werni, willst erfrieren? Flugs schaff dich aus dem Schneegehüll und komm mit," knurrte der Pudel. Ihr müsst wissen: in der Heiligen Nacht ist jedwedem Tierlein die Zunge gelöst, also dass es reden kann wie ein Menschenkind. Der Bube riss die Augen auf, aber es war, als hingen zwei Bleikügelchen dran wie bei einer Schlafpuppe, sie klappten im Nu wieder zu. Der Pudel leckte dem Kleinen die Schneewatte aus dem Gesicht, dass es Werni warm über Wange und Kinn rieselte. Er liess es ruhig geschehen und zuckte kaum mit den Mundwinkeln. Also hob der Hund zu kratzen und schaufeln an, Werni aus den Schneedecken zu lösen und bettelte: „Komm mit zur Tierweihnacht im Tannenwald." Und als der Schläfer wiederum kein Glied rührte, schlüpft der zottige Pudel zwischen des Knaben Beine, hob ihn empor und wischte mit ihm gleich einem Windspiel davon. Das war ein toller Ritt. Ein paar Mal kollerte Werni kopfüber in den Schnee. Das trieb ihm den Schlaf aus, dass er zuletzt ganz munter ward, die Hände ins Pudelfell krallte und guter Dinge davonritt.

„Wie weit noch," fragte der Reiter.

„Noch eines Hahnenschrei Länge," knurrte der Pudel. Pautz, lag das Büblein im Schnee, und wie es sich den Weissstaub aus den Augen strich, ward er nicht mehr klug aus sich: Die Tannen des tiefen schwarzen Waldes waren alle zu Lichterbäumen geworden! An jedem Nadelspitzchen sass ein Flämmchen und flackerte lustig, wenn der Wind durch die Äste schaukelte. Die griffen ineinander gleich den Dornen in Dornröschens Schloss. Da war kein Durchkommen. Nicht einmal die leichtbeschwingten Schneevögelein vermochten einzudringen, und auch Werni hätte nicht in den Tannenfestsaal eingehen dürfen, wär er nicht auf dem Pudel angeritten kommen. Doch den Tierlein taten sich die Äste willig auf, wandelten zusehends in schlanke Lilienarme und nickten: Guten Abend!

Es war just die rechte Zeit; denn eben hob zu Beginn des Festes der Waldvöglein Chor an:

O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit...

Buchfink und Drossel liessen ihre Stimme in alle Höhe schnellen, Frau Amsel fiel in vollen Tönen ein, Jungfer Lerche schmetterte wie eine Trompete, und Herr Rab brummte den tiefen Bass dazu. Das klang gar herrlich in den weiten stillen Winterwald, dass Hase und Reh, Pferd und Hund, Schaf und Ziege, Igel und Maulwurf und all ihre Vettern und Basen mit glänzenden Augen standen, je Witwe Feldmaus sich gar vor Rührung mit dem Schwänzchen unter den feuchten Äuglein durchwischte. Weil hierzulande kein Löwe, der Tiere König, wohnt, nahm Gevatter Bär, der eigens dazu aus einem hohen Alpentale ins ebene Land hinunter getrottet war, das Wort. Erst stellte er sich auf die Hinterfüsse und schöpfte eine Prise Stockgrund als Schnupftabak aus einem hohlen Eichenstrunk, hierauf bedeutete er dem Tiervolk, das Zungenwerk abzustellen. Nun durfte jedes vortraben und erzählen, wie es ihm während des letzten Jahres ergangen. Für Werni war es keine Freude, all das mitanzuhören, was die guten Tiere den Menschen nachsagten; denn oft war's nichts Gutes: Von losen Buben, die mit Steinen nach den Katzen werfen, von rohen Fahrknechten, die auf müde Pferde einschlagen, deren Lederwerk sie im zerschundenen Nacken schmerzt, von schlimmen Vogelstellern, die den Sängern Schlingen legen, von grausamen Jägern, die dem Wild Fallen stellen...

„Auch so ein Menschenwicht," knurrte der Bärenfürst und rollte ein paar zornige Augen gegen Werni, dass dem ganz bange ward, und er alsbald das Weite nehmen wollte. „Nein, nein, nein," bellte der Pudel, „der hat mir letzten Sommer, da mir die durstig heisse Zunge aus dem Maule hing, alle Tage frisches Wasser vorgesetzt."

„Mir vom Abendbrot zugesteckt," wieherte das Pferd. „Hihi, und die Krümchen, die er uns jeden Morgen streut," lachten die Häubchentauben.

„Des Nachbars Fritz hat er erst gestern noch den Stein aus der Hand gezwungen, da der böse Junge nach mir zielte," piepste ein kleiner Spatzenmann.

Die Stare und Finken wollten nimmer aufhören zu schnäbeln: „Lieb, Werni, lieb!" —

„Schon gut," brummte der Bärenälteste freundlich, „zum Dank soll ihm eine Weihnachtsgabe werden. — Also frisch, Kleiner, einen Wunsch. Was es auch sei, wir werden ihn erfüllen."

Werni stand wie ein Stockfisch, er wusste gar nicht, was sagen. Da, wie er nachsann, kam ihm der weite Weg in den Sinn, den er jeden Tag mit seinen Zeitungen gehen und die vielen Treppen, die er Abend für Abend auf- und abspringen musste. „Wenns mir doch so leicht ginge wie jener Schwalbe dort, die heute aus fernem Süden hergeflügelt ist, in unserm Lande Weihnachten zu halten," überlegte er sich, und plötzlich stotterte er heraus: „Eine Flugmaschine!" „Eine Flugmaschine! „Was für ein seltenes Ding ist das," fragte der Tierfürst. „Weiss schon, weiss schon," klapperte der Storch und schimpfte, „die Teufelsfahrzeuge schwirren in der Luft herum, dass unsereiner meint, es komme ein Vetter angesegelt, aber wie man näher flügelt und ein „Guten Flug!" zuwinken will, merkt man, dass so ein Menschlein in seinem Höllenapparat hersurrt. Nun heisst's, beizeiten sich retten, sonst ist's um einen geschehen. — Nein, nein, wird nichts, wird nichts!"

Ein alter Schimmel stampfte nach dem Wort und meinste: „Auch wir Pferde sind arg erbost gewesen an jenem Tage, da die erste Lokomotive durchs Land dampfte und noch vielmehr an jenem, da das erste Automobil über das Strassenpflaster raste, wir meinten, wir würden nun das liebe Brot verlieren. Aber dem ist nicht so, wir sind der eisernen Rosse froh geworden; denn die schleppen manch grosse Last fort, die wir mit unsern schwachen Kräften gar nicht oder nur mit allergrösster Anstrengung und von der Peitsche gar geplagt, fortzubringen vermöchten. So sind uns die Kraftwagen zum Segen geworden."

„Bravo," krächzte der Specht und schlug Beifall auf die Tannenrinde. „Versprechen und halten", schwatzten die Stärinnen und ihre Kameraden. Da half keine Widerrede. Der Maulwurf musste sich alsbald ans Graben machen, unten in der Erdhöhle den Zwergenmeister zu holen. Der trippelte herbei und fragte nach der Tiere Begehr. Als er Bescheid wusste, lachte er: „Just recht, hätt längst gern so ein feines Ding gemacht, das in der schwanken Luft zu Haus ist wie auf dem festen Erdboden. Helft fröhlich mit! — Da schenkten ihm die Tiere alles, was not tat: Der Storchenmann die Schwingen, der Schwalbenvater die Steuergabel, die Katzenmutter das Schnurren, die Wasserjungfer zwei Treibflügel, die Möve den schrillen Pfiff und die Pfauenfrätzchen vier schillernde Räder. All das wusste der Zwergkünstler zusammenzuschmieden zu einer Flugmaschine, wie keine schönere je ist gesehen worden.

Hupp, sass das Büblein drin, sagte schönen Dank und flog davon, bald schnell, bald gemach, in Windungen, Kurven, Schlaufen, Auf- und Abstiegen, wie's ihm beliebte.

Der junge Tag rieb sich eben den Schlaf aus den Augen, als Werni dem Dachkämmerlein zugesegelt kam, wo seine Mutter mit rotgeweinten Augen am Fenster stand. Die gute Frau konnte es nicht glauben, dass aus dem glitzernden glänzenden Flugmaschinchen ihr eigen Kind zugrüsste. Erst als das schnelle Luftfahrzeug an der Dachrinne anlegte und Werni ihr jubelnd um den Hals flog: „Sieh, Mutter, das feine Geschenk der Tierweihnachten," fasst sie die Freudenkunde.

Gleich andern Tags schnurrte der Knabe mit seinen Zeitungen von Haus zu Haus, reichte jedermann das Blatt durchs Fenster, die Leute mochten ebener Erde oder oben im Dachstock wohnen. Das ging rasch wie der Wind.

Es lässt sich leicht denken, dass alle Leute in der ganzen Stadt ihre Zeitung nur noch durch den Fliegerjungen überbracht haben wollten und Wernis Glück gemacht war.

□ □ □

Bim Wiehnachtsbäumli.

De Hansli und sis Schwösterli,
Die wönd bim Bäumli blibe.
Die schöne Sache luegeds a.
Do chönd si d'Zit vertribe.

s'Maryli streckt sis Händli uf
Und chan es Leckerli hebe.
De Hansli macht's grad au e so,
Doch streckt er si vergebe.

Er gumpet uf, de Hosema,
Er lot si nöd verdrüsse. —
Uf einmol, zieht er s'Müli schräg,
Und d'Tränli chönd go flüsse.

Doch, d'Mueter nimmt en uf der Arm
Und seit: „De muesst halt na chli blange,
Bis s'nöchst Johr wird mis Buebli gross.
Denn mag min Hansli g'lange.

Traugott Schmid.

□ □ □

Die drei Mägdlein.

Es sassen drei Mägdlein zusammen
Und sprachen vom heil'gen Christ,
Und was sie dann wollten beginnen,
Wenn Weihnacht gekommen erst ist.

Ich halte, so jauchzte die erste,
Vom Kuchen gar köstlichen Schmaus,
Und eile mit Tuch und mit Kleide
Sogleich auf die Gasse hinaus.

Es sprach dann bedächtig die zweite:
O Schwester, das lasse ich sein;
Ich koste ein wenig, dann schliesse
Ich Kuchen und Sachen ein.

Die dritte — sie wollte gern schweigen,
Doch liessen's die andern nicht zu.
Sie sollte auch ihnen nun sagen,
Was sie mit dem Christgeschenk tu!
Ich hole, so sprach sie, mein Körbchen,
Und fülle es froh und geschwind,
Und eile dann hin nach der Hütte
Zu Lieschen, dem armen Kind,
Und klopf' an die niedere Türe
Und rufe mit Jauchzen hinein:
O Lieschen, da siehe das Körbchen,
Das schickt dir das Christkindlein!

(Vortragsbuch. Nister, Nürnberg.)

□ □ □

Blange.

I wett, es wär scho Obig
I wett, es wär scho Nacht:
Denn het mis färndrig Titti
En nagelneui Tracht.

Denn schmöckt's vo Wachs und
Und früschem Tannerys, [Cherze
Und all Lüt möge lächle
Und rede fyn und lys.

Und was durs Jahr verbroche,
Isch alles wieder gmacht:
I wett, es wär scho Obig,
I wett, es wär scho Nacht.

(Sophie Hämmerli-Marti, Wiehnachtsbuech. Bern, A. Francke.)

□ □ □

Wie Jürgli seine Tannenbäume verkaufte.

Von Lucie Haemig.

Das ganze Dorf schlief noch fest und sorglos, als Jürgli mit seiner Mutter beim ersten Morgengrauen nach der Stadt auf den Christbaummarkt wanderte. Jürgli ging das dritte Jahr in die Schule, es war also noch ein richtiges Büblein, dessenungeachtet zog er den Handkarren, auf dem die Tannenbäume aufgebunden lagen, mit einer Sachkenntnis, als wenn er der grösste Fuhrmann wäre. — Vor einem Jahr war es gewesen, dass Jürgli von einem Tag auf den andern ein Mann wurde. Am Abend hatte er noch mit Glaskügelchen und leeren Blechbüchsen gespielt, und am darauffolgenden Morgen ging er bereits mit einer Denkermiene und schwerem, abgemessenem Schritt umher und sprach nur, wenn er gefragt wurde. Jürgli hatte allen Grund zu diesem Benehmen. In der Nacht hatten sie den Vater, der ein Holzhacker war, auf einer Bahre ins Haus getragen. Der arme Vater war so blass wie das Linnen, mit dem sein Kopf umwunden war, und sein Atem ging kurz und stossweise. Trotz alledem verlangte er mit Jürgli zu sprechen und das, was er ihm zu sagen hatte, war sehr ernst. Er vertraute ihm nichts weniger als die Sorge um die Mutter an. In jener Nacht konnte Jürgli trotz seiner Büblihaftigkeit keinen Schlaf finden, denn er wusste nicht, wie es anstellen, um am andern Morgen als ein Mann aufzustehen. Erst wie er die Mutter im Zimmer nebenan schluchzen hörte, begann die Männlichkeit in ihm zu erwachen, und als er eine Stunde später beim Schreinermeister Hildebrand in die Werkstatt trat, um für den Vater den Sarg zu bestellen, da wollte es ihn selbst unerklärlich dünken, wie er sich tags zuvor noch mit Glaskügelchen und Blechbüchsen hatte abgeben können. Seit jenem traurigen Tag also war Jürgli der Mann, dessen es bedurfte, um einer Mutter, die so zart und fein wie die seine war, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Er duldete es nicht, dass sie beim Ziehen des Karrens mit Hand anlegte, sondern forderte sie auf, sich hinten am untersten Tannenwipfel zu halten, damit ihr das Gehen leichter werde. Öfters blieb er stehen, sei es um sich mit Vaters grossem Taschentuch die Nase zu putzen, sei es um einen ins Rutschen gekommenen Tannenbaum neu zu befestigen. Diese Pausen wurden aber lediglich eingeschaltet, um der Mutter Zeit zum Ausruhen zu geben, denn wenn es auf Jürgli angekommen wäre, so hätte er den Weg nach der Stadt im Trab genommen. Er brannte förmlich darauf, das Marktleben in der Stadt kennen zu lernen und heimlich griff er immer wieder nach dem grossen, ledernen Geldbeutel, der wie ein zusammengeschrumpfter Ballon auf dem Grund seiner Tasche lag und von der Wichtigkeit des Tages noch keine Ahnung hatte. Wie aber aus der Ferne die ersten, spitzen Türme der Stadt sichtbar wurden und man dem aus Morgennebel da und dort ein feines Räuchlein aufsteigen sah, da hielt es Jürgli nicht länger; er forderte die Mutter auf, sich auf den Wagen zu setzen, damit er die letzte Strecke im Galopp nehmen könne. Die Mutter wollte freilich anfänglich nichts von diesem Vorschlag wissen, erst wie Jürgli mit der Behauptung vor sie hin trat, dass sich das Pflaster der Stadt überhaupt nur mit gutbeschwertem Wagen befahren lasse, willigte sie in die Wagenfahrt ein. „Mach's Dir bequem," sagte Jürgli freundlich und zog sich die Kappe über die Ohren, und dabei stampfte er schon wie ein Pferd, das vom nahen Schlachtfeld her den Pulverdampf wittert.

Die Städter schauten nicht übel verwundert dem Fuhrwerk nach, das mit so viel überschüssiger Kraft die Unebenheiten des Pflasters nahm. Ein solcher Spektakel kam nicht alle Tage vor, und man traute ihn allenfalls noch einer ausgefahrenen Postkutsche zu, aber nicht einem Büblein, dessen glänzende Höschen von dem Leben auf einer Schulbank sprachen. Jürgli wusste aber wohl, was er tat, und je näher er dem Marktplatz kam, desto begründeter wollte ihn die Art des Fahrens dünken. Da vorn um den grossen Brunnen war ein Leben, als wenn es gelte einen ganzen Wald zu verpflanzen. Immerwährend kamen Fuhrwerke mit Tannenbäumen beladen angefahren, riesengrosse Körbe mit Moos und Stechpalmzweigen wurden ausgeladen, und dabei ging es bei dem Handel nichts weniger als hitzig zu. Jürgli fühlte sich ob diesem Bild städtischer Regsamkeit etwas eingeschüchtert, als er aber gewahr wurde, dass auch der Mutter ein Seufzer entschlüpfte, da fasste er den Wagendeichsel nochmals fest an, und wenn ihm einer der Märktler nicht auswich, so wie er es wünschte, konnte er regelrecht grob werden.

Als die Uhr vom nahen Turme zehn schwere, langaustönende Schläge tat, da lag bereits ein wohltuender Friede über dem Marktleben. Die Hauptlärmer waren mit ihren Wagen wieder abgezogen, und die, welche noch mit der Sammlung leerer Körbe beschäftigt waren, denen merkte man es deutlich an, dass sie einen Imbiss im Magen hatten und das Leben dementsprechend leichter zu nehmen wussten. Auch Jürgli fühlte sich schon ganz heimisch in seiner neuen Umgebung. Er hatte sich für die Mutter ein gutes Plätzchen zu erobern gewusst. Hier sass sie wie eine Königin in ihrem Tannenreich und wartete, bis die ersten Käufer kamen. Jürgli fand zum erstenmal Zeit, seiner Jugend zu leben. Er zählte laut die Schläge der Turmuhr mit, stieg zur Abwechslung auf den nahen Marktbrunnen und versuchte mit beiden Händen den ungestümen Wasserstrahl zurückzuhalten, und wieder einmal half er einem kleinen Mädchen den Kinderwagen auf den nächsten Randstein bringen, wobei er die jugendliche Wärterin auf die Gefahr des Umkippens aufmerksam machte. In gewissen Zwischenräumen suchte er wieder die Mutter auf und wusste bald da und dort durch eine kleine Veränderung ihre Lage zu verbessern. So schob er ihr einmal eine leere Holzkiste als Schemel unter die Füsse, dann wieder wollte es ihn dünken, als wenn sich ihr grosser, schwarzer Schal verschoben hätte und fester gebunden werden müsste oder dann nahm er ihre kalten Hände in die seinen und rieb sie so lange, bis sie wie gebrannte Kastanien brannten. Freilich am liebsten hätte er ihr schon einen Käufer gebracht, aber die waren vorläufig noch sehr spärlich, und wie es schien, auch schwer zu befriedigen.

Als Jürgli wieder einmal von einem Streifzug in die Nachbarschaft zurückkam, da trat er mit wichtiger Miene vor die Mutter hin und sagte: „Hast Du nichts Warmes mitgenommen? Sie trinken jetzt alle Kaffee." — „Wer trinkt Kaffee?" fragte die Mutter mit sanfter Stimme und strich ihm das dunkle, rebellische Haar aus der Stirne. — „Alle Marktweiber!" sagte Jürgli grossartig. „Du solltest auch etwas zu Dir nehmen ‚Mutter.' Die kleine, blasse Frau blickte voll stiller Bewunderung zu dem Buben auf, der so weise Ratschläge zu geben verstand. „Ich habe Brot und Käse mit, falls Du Hunger haben solltest, Jürgli," meinte sie freundlich. Jürgli warf einen raschen Blick auf das Zeitungspaket, das auf einen jungen Tannenzweig gebettet am Boden lag und ihn aus zwei grossen Fettaugen ermunternd anlächelte.

„Was wirst denn aber Du essen?" fragte er die Mutter ernsthaft. „Ich mag nichts essen, Jürgli, mir ist nicht ganz wohl heute."

Jürgli wusste darauf nichts zu erwidern, nur wollte es ihn dünken, dass der Käse nicht halb so gut schmeckte, wie er im Papier drinnen zu locken verstand. Die Mahlzeit verlief rasch und einsilbig, und ganz zuletzt nahm Jürgli die Käsrinde und das Papier an sich und gab an, beides hinter dem Marktbrunnen verschwinden lassen zu wollen. Die Mutter nickte ihm beifällig zu. Sie war mit allem, was Jürgli unternahm ein für allemal einverstanden, denn der Bub ähnelte dem Vater selig, und schon um dieser Tatsache willen hätte sie es nicht übers Herz gebracht, ihm eine Bitte abzuschlagen.

Es dauerte längere Zeit, bis Jürgli von seinem Ausflug nach dem Brunnen wieder zurückkam, und zwar schien er bei diesem Anlass ein gut Teil seiner Fröhlichkeit eingebüsst zu haben. Erst machte er sich allerlei an den Holzkreuzen der Tännchen zu schaffen, dann entdeckte er plötzlich an der Kiste, die der Mutter als Schemel diente einen Nagel, der ausgerissen werden musste, und mit der Zeit arbeitete er sich immer etwas höher empor, bis er schliesslich der Mutter so nahe war, dass ihr leichtblondes Haar seine Wange streifte. „Mutter", begann er ein klein wenig niedergeschlagen und schlang seinen Arm fest um sie, „so leicht wird's mit dem Verkauf nicht werden. Ich habe mir vorhin den ganzen Markt angeschaut, und da ist mir denn aufgefallen, dass wir die hässlichsten Bäume haben — aber Du, Mutter," fügte er zuversichtlich hinzu, „Du bist die schönste Verkäuferin, es hat nicht eine, die nur annähernd so hübsch ist wie Du." Die kleine, blasse Frau tat ein wehmütiges Lächeln. „Unsere Bäume sind allerdings nicht für die Herrenleute bestimmt, da hast du recht, Jürgli," gestand sie mit einem ehrlichen Seufzer, „aber Du musst bedenken, in einer Stadt gibt es Reiche und Arme, und sie alle wollen ihren Christbaum haben."

Jürgli blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Wenn dem so ist," sagte er, „dann müssen wir zusehen, dass wir unsere Bäume den Armen verkaufen können — aber die kommen wohl erst gegen Abend hin, wie?" Die Mutter nickte. „Nach Feierabend — es wird spät werden, bis wir nach Hause kommen." Jürgli blickte von der Mutter, die ihm so blass erscheinen wollte, als wenn sie demnächst gestützt werden müsste, nach den Tännchen hinüber, die ihn wie wohlmeinende Brüder umstanden und gar nicht begehrten, von hier fortzukommen. „Weisst Du was, Mutter," sagte er endlich, „um zwei Uhr fährt der Adlerwirt mit seinem Fuhrwerk nach Hause, da will ich ihn fragen, ob er für Dich auf dem Wagen einen Platz frei hat, ich werde mit dem Verkauf hier schon allein fertig."

Frau Marianne zog ihren Schal noch fester an sich und blickte mit ungläubigem Staunen zu dem kühnen Redner empor. Ihr war, als wenn sie jetzt schon die wohlige Stubenwärme spürte, die durch ihre steifgewordenen Glieder drang. Und der stechende Schmerz auf der Seite, der liess sich vielleicht auch durch eine Tasse heissen Fliedertee beseitigen.

„Sag ja, Mutter," drängte Jürgli, „schau wir dürfen keine Zeit verlieren." — „Ja, glaubst Du denn wirklich, dass es ohne mich gehen wird, Jürgli?" fragte die Mutter noch immer ungläubig. — „Natürlich, wird es gehen!"

Jürgli reckte sich, als wenn er der Mutter zeigen wollte, wie man wachsen könne. Und wie sie endlich ja sagte, da meinte er mit schöner Offenheit: „Mit den Herrenleut' hätt ich schon nicht allein verkehren mögen, aber mit den Armen — da mache ich mir gar nichts daraus."

Es war schon lange, lange dunkel, als Frau Marianne endlich draussen vor dem Haus das Stampfen hörte, auf das sie mit klopfendem Herzen gewartet hatte. Mit flinken Händen griff sie nach dem Kaffeekrüglein, das sie für den Spätling im Ofen warm gehalten hatte, und dabei huschte ein verklärtes Leuchten über ihr kleines Madonnengesicht. Grad so hatte der Vater einst den Schnee von den Schuhen geklopft, so hatte er gepfiffen, wenn er den Handwagen an Ort und Stelle brachte — rein zu verwundern war's, wie der Bub die Gewohnheiten des seligen Vaters annahm.

Und noch einmal an diesem Abend ging das stille Leuchten über Frau Mariannes Gesicht. So wie sie einst geduldig auf das, was der grosse Hans ihr zu sagen hatte, warten musste, so lange dauerte es jetzt, bis Jürgli seinen Teller zurückschob und mit dem Marktbericht begann. „Fünf Franken habe ich gelöst, Mutter," sagte er langsam und legte mit einem kräftigen Ruck den ledernen Geldbeutel auf den Tisch. „Fünf Franken!" wiederholte Frau Marianne sinnend. „Da sind also noch sechs Tännchen geblieben — Du armer Bub hast auf dem Heimweg noch so viel zu schleppen gehabt."

„I wo," machte Jürgli. „Ich bin mit leerem Wagen gekommen, sie haben eben alle nicht genug Geld bei sich gehabt. Du musst verstehen, Mutter, in der Stadt wissen sich die Armen mit weniger zu helfen, als auf dem Lande."

□ □ □

Es Wiehnachtsliedli.

O lueg das herzig Bäumli a,
Die viele, viele Sache dra!
Die glänzige Liechtli, die farbige Cherzli,
Die Tirggeli, Öpfeli, Läbschneckeherzli.

Die goldige Nusse,
Die Zwigli voll Schnee;
Jez chan i nüd anderst
Jez rüef i Juhee!

Christchindli, dir dank ich,
So guet ich nu cha;
Ich will au rächt brav si,
Muescht Freud a-mer ha!

(Emma Vogel, Aus s'Christchindli von E. Eschmann.)

□ □ □

Es Hämpfeli Schnee.

Das ischt es Wätter, es ischt en Grus,
Und 's Früre gaht wieder a . . .
Da g'höri es Juchze vor em Hus;
I luege erstunt zum Feischter us,
Gseh dusse es Maiteli stah.

Das lacht mi mit glänzige-n-Äugli a
und sait: «Wotscht au emal gseh,
Was ich im Händli da Prächtigs ha?
Vill wissi Sternli, chum lueg au da,
Es ganzes Hämpfeli Schnee.»

Es Hämpfeli Schnee — du liebi Zit,
Wie chascht au so Freud dra ha . . .
«Juhe, wänn Schnee i mim Gärtli lit,
Dänn ischt au d'Wiehnacht nümme so wit,
Und 's Schlitte gaht au wider a!»

Clara Forrer.

□ □ □

Neujohr.

Wenn's alte Johr vergange-n-isch
So chlopfet 's neue-n-a;
Es het es Chrättli i der Hand!
Was möcht's ächt für di ha?
Isch's Zuckerzüüg? Ischs Dockterzüüg?
Chasch froge wie de witt,
Und was für di im Chrättli syg,
Es seit der's währli nit.

Bisch zfriede-n-und ergib di dry,
's isch, mein-i, besser so!
Und wüsstisch, was im Chrättli wär,
Du chönntisch's nit verstoh,
Ob Zuckerzüüg, ob Dokterzüüg,
Chasch froge, wie de wit,
Und was für di am beste syg,
Das wüsstisch währli nit!

□ □ □

107 Lg 87/4 4 U.

Heiligobe.

Es schneit verusse lys und lind,
Und dur de Schnee flügt's Wiehnachtschind,
Es treit es Bäumli i der Hand,
Und böpperlet a d'Lädeliwand:

„Tüend uf, tuend uf, i chume grad,
Sind alli brav? Und schön parat?"
En heitere Schyn lyt ufem Hus,
En Ängel flügt zum Pfeister us.

(S. Hämmerli-Marti, Wiehnachtsbuech.)

□ □ □

Winterlust (Kinderlied).

Gedicht von Otto Saure.

Lustig, schnell. — Helene M. Petersen-Vietor. *)

Gesang — Klavier

f

1. Der Schlit-ten saust, hopp hopp hal - lo, es stiebt und staubt der Schnee, und
2. Es saust da - her die wil - de Jagd, es wir - belt rings der Schnee. Ritsch
3. Doch wenn der A - bend bricht her - ein, geht's wohl-ge - mut nach Haus, wo

mf

1. jauch-zend schlittert's frisch und froh den Berg hin - ab, juch - he! Es pfeift der Nord-wind
2. ratsch wirft's um, der Schlit-ten kracht, ein Hau - fen stürzt, o weh! Das strampelt, prus - tet,
3. Müt - ter - chen beim Lam - pen-schein schon tischt den A-bend-schmaus. Und in der Nacht im

ritard. *f a tempo*

1. zu dem Spass und heult und schnaubt ohn' Un-ter-lass. Juchhe, hal - lo, juch - he; juch-he, hal - lo, juch-he!
2. schreit und tollt, wie al - les durch - ein - an - der-rollt, kopf-ü - ber dort im Schnee, kopf-ü - ber dort im Schnee.
3. Fe-der-bett tönt's noch durch manchen Traum, ich wett: Juchhe, hal - lo, juch - he; juch-he, hal - lo, juch-he!

ritard. *f a tempo*

*) Willkommen wären in der Schule wohl auch der Komponistin Weihnachtslieder **„Gloria in Excelsis"**, ihre **„Weihnachtslegende"** für Gesang, Klavier und Violine und die beiden schmucken Hefte ihrer **„Kinderlieder"**, ebenso vielleicht ihre **„Drei Lieder"** für Gesang, Klavier und Violine (Verlag Haake in Bremen).